

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Rüdesheim a. Rh.

1915. * Nr. 31

Mangel an Beweisen.

von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

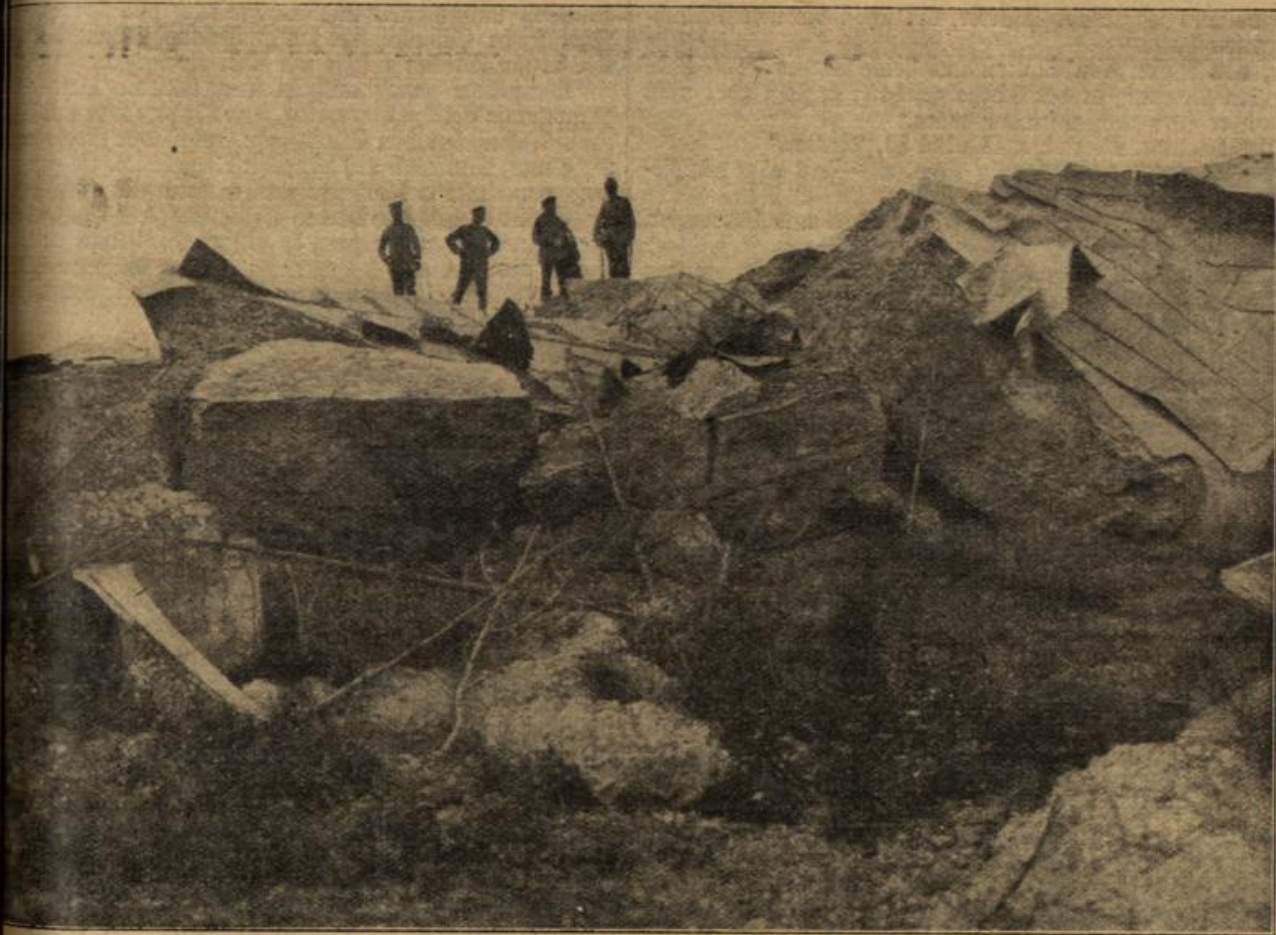
„Ich setze ich meinen Brief fort. Ich habe verschlafen; es war schon halb neun, als ich wach wurde. Bernd war schon um sieben ausgeritten, wie Trina mir sagte. Am neun kehrte er zurück auf dem hübschen Fuchs, den Onkel Hugo ihm bestimmt hat. Eine braungefleckte Hündin, die Diana heißt, sprang neben dem Pferde her. „Muttchen, gut geschlafen?“ fragte Bernd.“

„Mein Junge! Du bist schon so früh auf und davon.“

„Wir haben zwei Kühe im Stall. Onkel hat für alles gesorgt. Im Dorf bekommt man alle Lebensmittel, und was fehlt, kann der Bote aus Memel holen; er muß dreimal jede Woche hin. Hier ist alles billiger als in Berlin.“

Nach dem Frühstück holte Bernd den alten Jochen aus dem Stall und stellte ihn mir in aller Form vor. In seinem treuerherzigen Platt begrüßte er mich und hielt mir die schwielige Rechte hin.

„Das ist meine rechte Hand, Mutter,“ sagte Bernd, „unter Jochens erfahrener Leitung hoffe ich, ein tüchtiger Landwirt zu werden. Für Willkür habe ich bereits einen neuen, bestempfohlenen Verwalter engagiert, und der scheint ein brauchbarer, ehrlicher Mensch zu sein. Ich setze meine ganze Kraft da-



Fort XI von Przemyśl nach der Beschießung durch schwere Artillerie. (Mit Text.)

„Ja, auf dem Lande heißt es zeitig aufstehen“, Trina, Trina, bringe doch das Frühstück!“ Bernd aus Kaffee mit köstlicher Sahne, kräftigem Landbrot und Schinken.

„Du all diese Herrlichkeiten her?“ fragte ich.

„Ich will das Vertrauen Onkel Hugos in mein Können zu verdienen.“

Nachdem Bernd wieder fortgeritten war, räumte ich meine Sachen in den Wäscheschrank und ging zu Trina in die Küche, die blühsauber und groß ist. Wir besprachen die Wirtschaftsangelegenheiten und notierten, was noch fehlt. Nun aber Schluß. Bernd

muß jeden Augenblick zum Mittagessen kommen; es ist gleich zwölf Uhr. Hier ist man früher als in der Stadt. Schreibt mir bald, wie es Euch geht, meine Lieben. Es umarmt Euch
Eure treue Mutter und Schwester
Frida von Stetten."

"Weißt du, Gretchen, ich heirate nur einen Landwirt", sagte Hilde, nachdem sie den Brief der Mutter gelesen hatte. "Es muß doch herrlich auf dem Lande sein! Ich freue mich sehr darauf, im Sommer nach Jfenruh zu reisen!"

Das Pfarrhaus von Willkemen lag dicht neben der kleinen alten Kirche, ungefähr zwei Kilometer von Jfenruh entfernt.

Pastor Hildebrandt war ein rüstiger Sechziger; man merkte ihm sein Alter nicht an. Sein frisch gerötetes Gesicht, die markige Gestalt ließen ihn jünger erscheinen. Ihm zur Seite waltete seine rundliche Frau. Die Kinder waren aus dem elterlichen Nest geflogen, die Söhne in Amt und Würden, die Töchter verheiratet. Es war recht einsam in dem einst so vollen Hause geworden.

Mit Freunden begrüßten die alten Leuten die Nachricht, daß sie in Jfenruh Nachbarschaft erhalten sollten.

"Vater," sagte die Frau Pfarrer, "wo habe ich den Namen von Stetten wohl schon gehört oder gelesen?"

"Ich weiß es nicht, Anna", entgegnete der Pfarrer, der, die lange Pfeife rauchend, gemütlich in seinem Sesselsuhl saß.

"Nun, ich kann mich auch irren; du weißt, mein Gedächtnis für Namen ist etwas —"

"Schwach geworden", bestätigte ihr Mann lachend.

"Na ja, Alterchen, mir geht so vieles durch den Kopf: die Kinder, die Entleeren, die Armen in der Gemeinde und —"

"Die Sorgen um deinen Mann."

"Natürlich, die zahlreichsten."

Sie häfelte eifrig an einem Röschchen, das für eines ihrer Entleeren bestimmt war.

Der Pfarrer las ruhig weiter in der Memeler Zeitung.

"Vater," unterbrach Frau Anna das Schweigen, "ich denke doch, sie machen bald Visite bei uns."

"Na, ja", entgegnete er etwas ungeduldig.

"Vater, hast du sie schon gesprochen?"

"Wen denn?" fragte der Pfarrer, der schon die neuen Nachbarn vergessen hatte.

"Nun, den Baron von Stetten und seine Mutter. Ich habe sie am letzten Sonntag in der Kirche gesehen; er sieht aber nicht aus, als ob er froh und zufrieden wäre."

"Du siehst immer allerlei, was nicht ist, Mutter."

"Sie — ich meine die Baronin Stetten — hat aber ein liebes, sanftes Gesicht; die gefällt mir besser."

Der Pfarrer brummte etwas in seinen Bart und las weiter.

"Wir werden doch einen Besuch bei Hildebrandts machen müssen, Bernd", sagte Frau von Stetten zu ihrem Sohn. "Ich bin nun schon vier Wochen hier; es sieht unfreundlich aus, wenn wir es noch länger verschieben."

"Ja, Mutter, aber es fällt mir schwer, unter Menschen zu sein", entgegnete Bernd, und die tiefe Falte auf seiner Stirn, die sich dort seit dem Winter eingegraben, trat deutlich hervor.

Die Mutter kam nicht darauf zurück; sie ließ ihm Zeit, und eines Tages sagte Bernd:

"Ich habe mit Hildebrandt einiges zu besprechen, Mutter; wenn es dir paßt, könnten wir morgen hin."

So fuhren sie denn in das Pfarrhaus und wurden herzlich empfangen. Während die Männer das Geschäftliche erledigten, plauderten die Frauen. Sie fanden Wohlgefallen aneinander — schon bei dieser ersten Unterhaltung. Später gesellten die Herren sich zu ihnen, und ein lebhaftes Gespräch entspann sich.

Der Pfarrer lebte schon seit zwanzig Jahren in seinem strohgedeckten, niederen Hause; er kannte die Glieder seiner Gemeinde und erzählte von ihnen.

"Es gibt viele, die mir Sorge machen", sagte er. "Sie werden einen schweren Stand in Willkemen haben, Herr Baron. Die Grenze ist nahe und begünstigt den Schmuggel, besonders mit Brautwein. Da ist kürzlich ein Kerl von der Grenzwahe erschossen worden. Die Familie ist in größter Armut zurückgeblieben; sie lebt in einer verfallenen Hütte am Ende des Dorfes."

"Es muß schrecklich sein, des Mordes angeklagt zu werden," bemerkte die Pfarrersfrau, "und wie viele solcher Taten bleiben unaufgeklärt, oder man spricht den Verhafteten frei aus Mangel an Beweisen."

Die ahnungslos gesprochenen Worte trafen Bernd wie ein Dolchstoß. Er wurde sehr bleich und erhob sich, um sich zu verabschieden. Seine Mutter wagte nicht, ihn anzusehen.

"Ich hoffe, wir führen gute Nachbarschaft," sagte Hildebrandt herzlich, "auf baldiges Wiedersehen!"

Schweigend fuhren Stettens nach Hause.

Bernd war in düsteres Brüten versunken. Die Mutter wollte nicht heilen. Er war in den nächsten Tagen tätig. Von früh bis spätritt oder fuhr er in der Gegend her; seine Mutter sah ihn kaum. Sie sorgte sich und rührte nicht an die wehe Stelle. Sie war liebevoll müht, empfing ihn, wenn er abends heimkehrte, mit Worten und suchte ihm sein Heim recht behaglich zu machen.

Mit den umliegenden Gütern hatten sie keinen Verkehr; mußte noch einige Zeit vergehen, ehe Bernd sich

Im Sommer kam Onkel Hugo auf einen Besuch, wie es in Willkemen stand. Er war bescheiden, er Einsicht gehalten, und lobte Bernds Umsicht und

Frau von Stetten hatte mit Hilfe Jochens und eines Ners aus Memel den Garten in Ordnung bringende verwilderten Beerensträucher waren beschnitten und guten Ertrag, Gemüsebeete wurden gezogen und die Obstbäume umgegraben und gedüngt. Es sah schon Frau von Stetten kam es zugute, daß sie auf dem Lande gewachsen war und daher Verständnis für Dinge, die in der Stadt fremd bleiben.

Brömmeler fragte seine Cousine, wie Bernds Stimmung und er fuhr, daß sie im allgemeinen ernst und zufrieden mit der Außenwelt mochte Bernd noch nicht verkehren, ängstlich davor zurück.

"Das muß anders werden", meinte Brömmeler, "erst hier sind, muß der Junge aus seinem Schneckenhaus der lustige Jrrwisch, die Nase, wird schon dafür sorgen."

Die Schwestern erwarteten sehnsüchtig die Besuche. Die hatte sich von ihrem Chef drei Wochen Urlaub zwar zu der Zeit, da Hildegards Schule schloß. Ich wollte so lange zu ihren Bekannten nach Danzig, klagte in letzter Zeit über ihre Augen und trug eine Pause um die Sehkräft zu schonen.

Es wurde ein schöner Sommer in Jfenruh. Daß Bernd mit der Mutter und Bernd war auch zu herrlich, daß

Hildegard fand es wunderbar auf dem Lande. Er und ihren Bruder aufs Feld, streifte durch den Wald, haarte Buttern und Baden und naschte von den Beeren. Ihre frohe Stimme, ihr heller Gesang füllten das Haus, der ernste Bruder mußte oft über sie lachen.

Margarete genoß auch in ihrer stilleren Art. Die Pfarrhause geistige Anregung. Die Tochter war mit dem zum Besuch bei den Eltern, ein Sohn, der Professor berg war, kam auch auf vierzehn Tage heim. Es gann und gemeinsame Ausflüge nach Schwarzort und

Bernd entzog sich ihnen. Er schätzte stets Mangel an die Arbeit nahm ihn ganz in Anspruch. Wenn er in das Hause kam, dann war ihm wohl. Seine Aufgabe eben ganzen Mann. Oft dachte er an das Wort, das er in schwerer Stunde gesagt:

"Arbeit ist ein treuer Waffengenosse!"

Streblins hatten eine Hochzeitsreise nach Ob- und Tirol gemacht. Meta war in dieser Zeit sehr glücklich und stolz darauf, "Frau Baronin" genannt zu werden, in dem Mann erobert zu haben, und daß Hans nun dertelb hörte, erfüllte die Eile mit hoher Genugtuung. Sie in Potsdam zu glänzen. Natürlich würden sie ein paar Feste geben und oft bei den Eltern in Berlin sein.

Sie überhäufte ihren Mann mit Zärtlichkeiten dieser ersten Zeit geduldig über sich ergehen ließ, herabwidernd. Aber Meta merkte es nicht, sie glaubte sich zu lieben und von ihm wieder geliebt zu werden, ihrer Wahl Berechnung eine Rolle gespielt, sagte sie.

Schon auf der Hochzeitsreise fühlte Streblin sich berührt durch das laute Wesen seiner Frau, das die Allzeit auf sich zog. Ihre kostbaren, aber auffallenden teuren Toiletten gefielen ihm nicht. Dabei hatte sie für grelle Farben, besonders für Gelb und Rot. In der Kleide sah sie besser aus, aber davon hatte sie nur ein wenig getragen. Das Haar in modischer, allzu ungeordnet, mit Schmutz behängt, machte sie einen do Eindruck, den ihre laute Stimme noch erhöhte. In Potsdam werden, wenn sie erst in Potsdam lebten und mit dem verkehrten, deren Frauen sehr exklusiv waren?

Er hoffte, sie zu erziehen; sie war ja jung und wild. Eines Tages — es war in Nizza — kam es zum Streit. Meta wollte zur Mittagstafel das brandrote Kleid, in dem ihr Mann so ungern an ihr sah. Er bat sie, es nicht zu tragen, waren zwei seiner früheren Regimentskameraden dabei, lin wünschte, seine Frau in vorteilhaftem Lichte zu

„Heute heute das schwarze Spitzenkleid an“, bat er.
 „Ich kann es nicht leiden!“ rief sie.
 „Steht dir am besten, liebe Meta.“
 „Bist du mit deinem Provinzgeschmack.“
 „Und jeder, der überhaupt Geschmack hat.“
 „Ebenso darauf, was die Leute sagen.“
 „Mißt du nicht als meine Frau“, entgegnete Streblin
 „ich beherrschend.“
 „Nennst, die Eltern haben mir doch meine Toiletten an-
 „Ich sie ärgerlich. „Es kann dir gleich sein, wie sie an-“

„Ich den-
 und durch mich
 Namen und
 den fliche Stel-
 ge, was dir

St in Tränen
 d auf sich auf
 feh

eine Eltern
 ulen häßlich du
 edest!“ schluchz-
 so Tränen un-
 de. „Ich werde
 auch will; ich
 Doch nicht be-

ine zu ihr und
 besänftigen,
 Da stumm und
 ch. schicht weg.
 e. er auf und
 hinausgehen:

erest dir gegen-
 da Wunsch ge-
 lfst du ihn
 he ich nicht
 mit Mittagstafel
 ofest

gaund ließ sie
 d an ward das
 unge Fing dem
 er n Zwiespalt
 e eben Flitter-
 s le würde es
 glichen Le-

Was stand
 as Seite be-
 as Genannten
 lüden tragen ih-
 t, ih mit Recht.
 der fichen Flit-

. A. bleibt oft,
 ein trüber sind,
 seidest übrig,
 seitest übrigt,
 seitest übrigt, ein
 sch, heißen.

ubi dachte es.
 wertzens ging
 te. Er suchte
 n fien auf, er
 die allein sein
 en trüben Ge-
 sie er hatte die
 In te bald ge-

ur d sie saßen bei einer guten Flasche Wein, feierten
 u n und scherzten miteinander.
 en doch ein wahrer Glückspilz,“ meinte der kleine Ober-
 n Köhren, „hast eine reiche Frau bekommen, bist in
 t dringetreten! Uns armen Teufeln geht es bei der
 nicht so gut.“

und wünschte in diesem Augenblick, noch die alte, schlichte
 um Kameraden zu tragen, und er fühlte die goldene
 eid, die er sich angelegt.

mit der Mittagstafel ging er nach seiner Frau sehen.
 n daß sie seinen Wunsch berücksichtigt hatte, und kaufte
 e Rosen, um sie damit zu erfreuen.

Meta lag noch immer auf dem Sofa; sie hatte geschlafen.
 Man war gestern spät zu Bett gegangen, nach der Variété-
 vorstellung hatten sie noch zu Nacht gegessen.

„Nun, liebe Meta, noch nicht angekleidet?“ fragte ihr Mann.
 Sein Ton war freundlich. „Sieh, hier habe ich dir zwei Rosen
 gebracht, die passen gut zu dem schwarzen Kleide.“

Sie wehrte ihm mürrisch ab, als er sie küssen wollte.

„Laß mich in Ruhe!“

„Was? Noch immer schmolend wegen solcher Kleinigkeit?“

„Für mich ist es keine Kleinigkeit“, brummte sie mißmutig.

Er war halb geneigt,
 nachzugeben, da sagte sie
 unfreundlich:

„Ich bleibe lieber in
 meinem Zimmer; geh'
 allein hinunter.“

Er zuckte die Achseln
 und sagte: „Gut, du hast
 es so gewollt.“

Er kleidete sich dann
 an und ging.

Sie blieb noch eine
 Weile liegen. Sie hatte
 gehofft, daß sie ihren
 Willen durchsetzen werde.
 Ihre Muster hatte ihr
 eingeschärft, nicht gleich
 am Anfang zu nachgie-
 big zu sein, da die mei-
 sten Männer sich sonst zu
 Tyrannen entwickelten.

Aus dem Elternhause
 wußte Meta, daß der
 gute Papa sich willig der
 Mama fügte; so sollte es
 auch in ihrer Ehe sein.

„Die dummen Rosen!“
 dachte sie wegwerfend.

„Was soll ich damit? —
 Meine Perlen und Dia-
 manten trage ich lieber.“

Sie warf die prächtigen
 Blumen auf die Erde.

„Hans wird sein Un-
 recht wohl einsehen und
 abbitten.“

Davon war sie über-
 zeugt. Nun, sie würde
 dies erste Mal nachsichtig
 sein und verzeihen. Sie
 liebte ihn doch und sehnte
 sich nach seinen Küssen.

Aber Hans kam nicht.
 Bei dem außerlesenen
 Essen, bei dem er Sekt
 bestellte, um mit den
 Kameraden anzustoßen,
 beschlossen sie, noch nach
 Monte Carlo zu fahren.

Gesagt, getan! Die
 drei etwas angeheiterten
 jungen Leute führten ih-
 ren Plan auch aus und
 besuchten die Spielsäle,
 wo Streblin eine große
 Summe verlor, während
 die Kameraden vorsich-
 tiger spielten und einige
 Franken gewannen.

Es war spät, als sie
 nach Rizza zurückkehrten. Hans fand seine Frau wach. Sie hatte
 geweint und sich nach ihm gesehnt; sie hatte sich gelangweilt.
 Sie feierten Versöhnung, und der Friede war geschlossen. „Auf
 wie lange?“ dachte Streblin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Cri-Cri.

Argonnenbildchen von Fritz Rikel. (Nachdruck verb.)

Allmählich hatte sich zwischen der Bevölkerung des kleinen
 Dörfchens am nördlichen Rande der Argonnen und den
 deutschen Truppen, die den Ort besetzt hielten, ein recht ein-
 trächtiges Verhältnis herausgebildet, denn die Bauern hatten



Verluste der Handelsmarine der Gegner Deutschlands an der englischen Küste
 in der Zeit vom 18. Februar bis 18. Mai 1915.

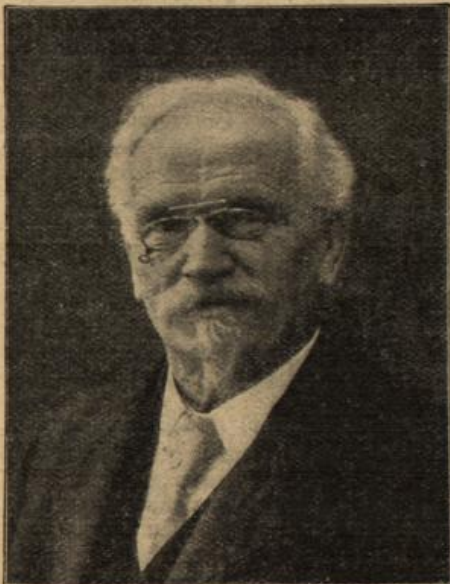
Die Punkte geben an, wo die einzelnen Schiffe versenkt wurden; der Punkt südlich Queenstown bezeichnet
 die Stelle, wo die „Lufftania“ unterging.

nach Rizza zurückkehrten. Hans fand seine Frau wach. Sie hatte
 geweint und sich nach ihm gesehnt; sie hatte sich gelangweilt.
 Sie feierten Versöhnung, und der Friede war geschlossen. „Auf
 wie lange?“ dachte Streblin.



Nach der Eroberung von Przemyśl: Die Überreste einer russischen Kutsche, die von einer großkalibrigen Granate getroffen wurde.

eingesehen, daß die als Barbaren verschrienen Deutschen, was kleine aber hat gefittetes und wohlwollendes Betragen betraf, die Soldateska des eigenen Landes weit in Schatten stellten. Deswegen waren auch alle aus dem Dorf Geflüchteten wieder nach Hause zurückgekehrt und gingen friedlich ihrer Arbeit nach, bei der sie häufig



Gustav Liban,

der Erfinder der Gulasch-Kanone. (Mit Text.)

der kleine Jerome Billier, der unzertrennlich an den drei Wehrleuten hing, die in seinem Vaterhäuschen einquartiert waren. Und die drei gewannen das reizende schwarzäugige Kerlchen lieb, ergözten sich an seinem Kauderwelsch, wenn er versuchte deutsch zu sprechen, und indem sie an ihre eigenen Kinder in der Heimat dachten, taten sie alles, um sein Kinderherz zu erfreuen. Jerome aber suchte sich seinen Freunden nicht minder dankbar zu erweisen, indem er ihre Einkäufe beim Dorfkrämer besorgte, und als ihm der eine der Deutschen, Franz Harling mit Namen, der seines Zeichens Buchbinder war und etwas Französisch verstand, eines Tages aus steifem Papier eine wunderschöne Mühle zusammenkleisterte, mit Türen und Fenstern und einem Mählrad, das sich drehte, wenn man in den Schornstein Sand schüttete, schlich der vor Freude selige kleine Jerome in die Erde, wo er



Gefangene Russen winkten aus einem von den Deutschen erstürmten Schützengraben ihre Kameraden zur Übergabe heran.



Ein von den Bayern erstürmtes Nordfort von Przemyśl. (Mit Text.)

sein Spielzeug verwahrt hielt, und darauf mit einem kleinen Gegenstand er dem Soldaten in die Hand drückte. „Du — das schenkt ich dir!“ „Das ist für deinen kleinen Heimland, von dem du mir so viel. Wird er sich darüber freuen?“

Es war eine kleine Metallhülle, die in ein Blechblättchen eingeschoben war, auf dem ein „Cri-Cri“, das, wenn man auf den Knopf drückte, einen durchdringend hohen Ton erzeugte. Der Beschenkte erinnerte sich, welcher Unfug mit diesem aus dem Dorf gekommenen Spielzeug getrieben worden war, als er selbst noch ein ganz kleiner Junge war. Auch er hatte damals so ein Spielzeug, und alle im Dorf mit den nervenaufregenden Tönen zur Verzweiflung gebracht, bis sein Vater es ihm weggenommen. — Er wollte dem kleinen Jerome nicht seines Spielzeuges berauben, der es so lange, bis er es schließlich in die Tasche steckte, mit dem Entschluß, es gelegentlich wieder in den Spielzeugkasten des Kindes zu legen.

Die Mutter des kleinen Jerome saß fast in Angst um ihren Sohn, der in den Argonnen gegen das kämpfende Regiment stand, und Harling jeden Tag ihr Leid. Ihr Sohn würde gewiß totgeschossen, und nicht der Fall wäre, dann könnte nicht die ungeheuren Strapazen Herr Viktor Billier war der Sohn des Dorfes. Jetzt aber, nachdem die Deutschen durchaus nicht



Johann Baptist v. Cron, österreichisch-ungarischer Offizier, der das italienische „Ferrara“ durch Bombardement eroberte.

, un
geni
Kam
!" so
heins
viel
"Thüf
ar, e
t au
end
nner
is d
en
iner
ein

a Nin
Eron
scher
sche
Bom
arta
Zer
Ga
en
und
hr
t, un
fö
agen
r S
m fü
gt d



Russische Gefangene aus den Schlachten in Galizien auf dem Bahnhof in Strzy.
Phot. G. Benninghoven.

wären, als welche man sie verschrien, hätte sie keinen anderen Wunsch, als daß ihr Viktor gefangen genommen würde, dann wäre er wenigstens außerhalb der Gefahr. —

Harling versprach darauf scherzend, indem er auf die an der Wand hängende Photographie des Ehepaars deutete, daß er den Viktor fangen wolle, sobald er ihm begegne; er werde sich sein Gesicht mit der Narbe auf der Wange genau einprägen — ein Trost, welcher der armen Frau nur ein trübes Lächeln entlockte.

An einem der folgenden Tage rückte das Bataillon in die Gefechtslinie ein. Da starke feindliche Kräfte festgestellt worden waren, von welchen ein Angriff zu erwarten war, so hatte das Kommando befohlen, eine besetzte Stellung auf einer Waldhöhe zu beziehen, um die sich an der einen Seite eine tief eingerissene, von einem tausenden Bache durchströmte Schlucht zog. Dort hatte der Hauptmann der Kompagnie eine Wache postiert, die durch ein Feldtelefon mit der Höhe verbunden war.

Franz Harling hatte soeben diesen Posten bezogen und stand, das Gewehr im Arme, hinter einem Felsblöcke, von wo aus er den Eingang der Schlucht übersehen konnte. Tiefe Stille ringsum, nur von dem Murmeln des Baches und dem Rauschen des Windes unterbrochen. Doch jetzt — was war das für ein seltsamer Ton? Wie das Zirpen einer Grille hatte es geklungen, nur weit stärker. Und bewegte sich dort am Eingange der Schlucht nicht etwas? Deutlich hatte der Deutsche bei dem gerade einfallenden Mondlichte gesehen, wie ein Schatten hinter einem Busche verschwand. Jetzt tauchte eine dunkle Gestalt in die Schlucht — wieder das schrille Zirpen — und dort, wo der Schatten vorhin erschienen war, huschten zwei, drei, vier — eine ganze Reihe Gestalten durch das Gehölz, die gleich darauf lautlos auf der Stelle verharrten. Schon hatte Franz Harling das Gewehr erhoben, um einen Alarmschuß abzugeben, da durchzuckte ihn bei der Erinnerung an das in seiner Tasche befindliche Cri-Cri ein tollkühner Gedanke. Den von dem Felsen herabhängenden Fernsprecher ergreifend, stützte er eine Meldung hinein und duckte sich dann, auf seine riesige Kraft vertrauend, hinter den Felsen.

Lange brauchte er nicht zu warten. Eben begann der Mond wieder hinter den Wolken zu verschwinden, als ein leises Rascheln dicht neben ihm hörbar ward und eine dunkle Gestalt an ihm vorbeisich. An dem Käppi erkannte er einen französischen Soldaten. Aufhorchend blieb dieser jetzt stehen; da stürzte sich der Deutsche mit einem tigerartigen Sprunge von hinten auf ihn und umklammerte mit beiden Händen seinen Hals.

Nur ein gurgelndes Stöhnen vermochte der Überfallene hervorzu stoßen. Mit der Kraft der Verzweiflung suchte er den Angreifer von sich abzuschütteln, aber dieser hielt mit eisernem Griff fest, und kaum eine Minute dauerte es, da sanken die Arme des Franzosen schlaff herab, und von einem furchtbaren Faustschlag an der Schläfe getroffen, sank er bewußtlos zu Boden.

Jetzt galt es, die am Eingange der Schlucht harrenden Kameraden des Gefällten zu täuschen. Nachdem dessen Körper hinter dem nächsten dichten Busche verborgen war, holte Franz Harling das Cri-Cri aus der Tasche hervor. Gleich darauf zitterte wieder das schrille Zirpen durch die nächtliche Stille, und zurückblidend stellte der kühne Feldgrau fest, daß die am Eingange der Schlucht befindlichen Gestalten sich ihm näherten. Mühsam durch das Gehölz sich windend, manchmal im Bache wattend, schritt er die Schlucht aufwärts und ließ von Zeit zu Zeit das Cri-Cri schrillen, bis er die Höhe des Hügelrückens erreicht hatte, wo die durch den Fernsprecher herbeigerufenen Kameraden seiner warten mußten. Sie waren zur Stelle. Hinter Büschen und Bäumen standen sie verborgen, wie er durch leisen Anruf feststellte. Leutnant Westrod, sein Vorgesetzter, der die Abtheilung führte, rief ihn leise zu sich heran und ließ sich alles erklären.

Einige Augenblicke später zirpte das Cri-Cri wieder, und unmittelbar darauf erschienen in der Schlucht die dunklen Gestalten der Franzosen und strebten der Höhe zu.

„Waffen nieder, Ihr seid gefangen“, tönte ihnen die scharfe Stimme des Leutnants französisch entgegen.

Aufschreie der Wut, der Ruf: „Berrat!“ — und mehrere Gewehrschüsse antworteten, die sofort mit einem hinter jedem Baume und Busche hervorprasselnden Schnellfeuer der Deutschen erwidert wurden. Mehrere der Feinde stürzten, während die anderen wieder nach unten zurückflohen.

Aber jetzt vernahm man auch vom Eingange der Schlucht her das Knattern von Gewehrfeuer; offenbar hatten die Deutschen den Eingang mittlerweile besetzt, und die Franzosen waren gefangen wie die Maus in der Falle. Zwar suchten sie noch mehreremal durch wütende Angriffe den Ausgang zu erzwingen, wurden aber jedesmal zurückgetrieben, so daß sie bei Tagesgrauen die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes einsahen und sich ergaben. Es waren annähernd einhundertfünfzig Mann, die von Franz Harling in die Schlucht gelockt worden waren.

Nach Aussage der Gefangenen hatten sie den Ausgang unter Führung eines der Schlucht Kundigen diese zu finden (wobei sie der Führer mit dem Zirpen eines Cri-Cri um den auf der Höhe liegenden Deutschen in den Rücken während die Stellung zugleich von vorn angegriffen wurde. Der Angriff wurde in der Tat in den ersten Morgenstunden genommen, brach aber unter dem Feuer der Deutschen ab.

Die Gefangenen wurden vorerst nach dem Orte, in welchem Franz Harling einquartiert gewesen war, gebracht. Genannte, der zur Begleitmannschaft gehörte, und meistens ganz gelassenen und zufriedenen Franzosen, schritt er plötzlich. Sollte das schwächliche Wesen mit dem schmalen Gesichte nicht der Gatte seiner Wirtin sein? Richtig! Er war es; denn deutlich konnte die Narbe auf seiner linken Wange erkennen. Auf den ansehenden Franzosen zutretend, sagte Franz Harling: „Monsieur Viktor Villier, ich habe Ihrer Frau gesprochen, Sie zu fangen, damit Sie aus dem Gefängnis kommen; ein Deutscher hält sein Wort! Ihres Söhnchens hat mir dabei geholfen!“ —

Tee statt Kaffee.

Von Gustav Heid.

Daß ich den Tee anstatt Kaffee empfehle, hat mehrere Gründe. Einmal der Ersparnis halber, alle in dieser schweren Zeit zu sehen haben. Denn ich empfehle, soll nichts kosten: der Garten und die Gärten ihn. Dann empfehle ich ihn aus gesundheitlichen Gründen. Unser Tee ist gesundheitlich in keiner Weise nachteilig, dieser Beziehung wertvoll. Das kann weder vom schwarzen noch von den chinesischen Tees, dem schwarzen und dem grünen, behauptet werden.

Da ist zunächst der Pfefferminztee, Mentha pipperita, in der häuslichen Heilkunde nicht unbekannt, aber man mißtrauen hegen, wenn der Aufguss davon für die Verdauung als Morgen- und Abendgetränk dienen soll. Es ist so, daß er auch als ein gutes und empfehlenswertes Mittel gelten kann. Allerdings wird man den Tee schwächer herstellen, als wenn er bei Magenverstimmung dergleichen verwendet werden soll. Mit Zucker vermischt, wird er wirklich angenehm. Dazu dient unser Pfefferminztee noch dem Wohlbefinden und der Gesundheit, besonders auch beruhigend auf die Nerven: also ist der Pfefferminztee für die heutige Zeit zu empfehlen.

Wer nun auch schon ein kleines Stückchen Garten hat, der kann Pfefferminze selbst kultivieren, denn sie macht wenig Ansprüche an den Boden und an die Pflege. Sie gedeiht sogar an feuchten Stellen. Damit ist nun nicht gerade gesagt, die Pflanzen vernachlässigen soll. Bei Trockenheit muß man sie bewässern, so ist schon bald zu sehen, daß sie gedeiht.

Kann man Abnehmer erhalten, so ist schon bald zu sehen, daß sie gedeiht. Pfefferminze selbst kultivieren, denn sie macht wenig Ansprüche an den Boden und an die Pflege. Sie gedeiht sogar an feuchten Stellen. Damit ist nun nicht gerade gesagt, die Pflanzen vernachlässigen soll. Bei Trockenheit muß man sie bewässern, so ist schon bald zu sehen, daß sie gedeiht.

Der Waldmeister, Asperula odorata, ist nicht nur in der Küche nützlich. Die getrockneten Zweiglein geben einen feinen, aromatisch duftenden und angenehmen Geschmack. Von guter Bekömmlichkeit.

Dabei läßt sich auch dieses Kräutlein recht gut in schattiger Stelle kultivieren. Dem Boden wird am besten Laub- oder auch schließlich gute Mistbeeterde beigegeben. Im Herbst oder Frühjahr, doch muß dieselbe jährlich erneuert werden. Anscheinend duftet der im Waldmeister nur sehr gering, aber dieser Waldmeister, entwickelt sich bei den frischen, in Weinbergen gelegten Zweiglein, ebenso bei den getrockneten, wie beim Waldmeister des Waldes. Es lohnt sich also, ihn zu pflanzen, wie die Alten den Waldmeister nannten, heranzuziehen, zumal er an Stellen wächst — im Schatten — wo sonst nichts aufkommt.

Und dann bietet der Wald, der Abhang, der Feldberg, Tee, möchte sagen den köstlichsten und wertvollsten, den Blättertee. Das sollte nur ja nicht veräußert werden. Blätter des Brombeers zu pflücken, etwa bis Juni, so lange sie noch zart sind. Die getrockneten Blätter, entwikkeln einen gar feinen Duft, der dem meiste nicht nachsteht, und ebenso ist der daraus gewonnene Wohlgeschmack. Diese Eigenschaft dürfte dem Brombeers auch dazu verhelfen, daß er mehr im Garten gepflanzt wird, zumal in den guten Gartensorten. Allerdings mit dem Pflücken der Blätter vorsichtig sein und nicht den Strauch aller seiner Blätter und Triebe

die getrockneten jungen Blätter der Walderdbeeren
himbeere geben einen guten Genußtee; sie werden
werden können, wo etwa der Brombeerstrauch sel-
kann auch eine Mischung dieser drei Blätterarten
werden. Schließlich tun's auch die Blätter der im
enden Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren,

Regierbild.



Wirklich der Fuhrmann?

Früher bereiteten sich
die ärmeren Leute auf
vielfach selbst den Eichelkaffee von den im Walde
und daheim gebrannten Eicheln. Es galt als ein
Zeichen von Armut, wenn einer Eichelkaffee trank.
Wir es besser, daß ein solcher Kaffee auch seine
haften hat, und so dürfte auch heute wieder manche
a selbstgebrannten Eichelkaffee kommen, ohne in den
er Armut zu gelangen. Eichelkaffee wird ja auch
gerer Zeit fabrikationsmäßig hergestellt, ebenso wird
hl wieder an die Herstellung von Eichelkaffee denken
gerösteten Samen der wildwachsenden gelben
Iris pseudacorus, kommen dem Kaffeegeschmack
d können dem Eichelkaffee beigelegt werden.

Heimkehr.

Von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verboten.)

auptmast des prächtigen Kauffahrteischiffes, das sich
en der südlichen wie ein Märchenbild aus Palmen-
schenden Stadt auf den Wellen des Ozeans schaukelt,
heimatwimpel in den deutschen Farben. Nicht so
der herbe Atem nordischer Meere spannt, sondern
täge, so wie die Tropen atmen. Und wie flüssiges
eimen, glühenden Lebens zittern die Wogen. Noch
vor der Abfahrt, schied der Kapitän des heimfahren-
eines seiner Boote zum Strande, von dem die weißen
deutschen Generalkonsulats herüberschimmern, um
or angekommene letzte Heimatpost in Empfang zu
bei kräftige Matrosen tauchen die Ruder ein, von
topfen wie funkelndes Geschmeide herniederperlen,
britte, ein junger Maschinist, der um die Günst ge-
mit ans Land fahren zu dürfen, das Steuer lenkt.
nde angekommen, geht er zum deutschen Konsulat
dem er nach wenigen Minuten, Briefe und Zeitungen
berkehrt. Auch für ihn hat die Post einen Brief aus
heimat gebracht. Die Hand des Vaters, der besser
ag und dem Drehschlegel umzugehen versteht als mit
at diesmal die Adresse geschrieben, das erstemal seit
enheit von zu Hause. Wie mag das wohl kommen?
en besorgte die Mutter doch sonst immer, und schon
hrer Schriftzüge gab ihm auf dem weiten Meere
und Not ein Heimatgefühl ohnegleichen.

deutlich sieht er die liebe Gestalt der Mutter, die in
unrauschten Bauernhause mit seltener Ansicht und
et und waltet, vor sich. Wie sie sich seiner Heimkehr
die ihn nun in tausend Sorgen und Ängsten in dem
Veruse weiß!

mer hält er den Brief uneröffnet in der Hand. Da
ein Lustzug, der seine Wangen streift, seinem Sinne.
unkend hebt sich das Boot, das dem Dampfer zu-

strebt. Der junge Mann am Steuer weiß, was diese Zeichen zu
bedeuten haben: der Sturm naht.

Schnell reißt er den Brief aus der Heimat auf, aus dem ihm
eine schwarzgeränderte Todesanzeige in den Schoß gleitet. Wie
von einem häßlichen Traume besangen, liest er die Worte, die in
fettgedruckten Lettern das Ableben der Mutter melden. Und
unter derselben Empfindung liest er, während ihm alles Blut
zum Herzen strömt, des Vaters bestätigende Worte, die er mit
schwerer Hand in steilen Schriftzügen zu Papier gebracht hat.

Da legt das Boot unter dem dumpfen Grollen des Meeres
am Schiffe an, dessen mächtiger Rumpf in sich zu erbeben scheint.
Völlig entfärbten Angesichts überreicht der junge Maschinist
dem harrenden Kapitän die Postfächer und begibt sich auf seinen
Posten. Die Anker werden eifertig gelichtet, und bald dampft
das Schiff in die offene See hinaus, fort aus dem Bereiche ge-
fahrrohender Klippen, von denen gellend schreiende Möwen-
scharen über die empörte See flattern. Die vorher tiefblaue
Farbe des Himmels hat sich in ein bleiernes Grau verwandelt,
das bald in ein schwefliges Gelb übergeht. Die Küste verhüllt
eine riesige Staubwolke, die grelle Blitze ab und zu durchleuchtet.

Der Sturm ist nahe!

Alle Hände an Bord sind beschäftigt, um das Schiff zum
Kampf mit den Elementen zu rüsten.

Und dann kommt der Sturm, machtvoll und gebietend wie
ein König, aus den tief schwarzen Wolken hernieder.

Die Maschine ächzt und stöhnt, und gleich ihr der junge Ma-
schinist, den die eiserne Pflicht an ihre Seite bannet. Wie der
Sturm das Meer aufwühlt bis zu seinem Grunde, so das Leid
die tiefsten Tiefen seines Herzens. Aber sein Leid ist tränenlos.
Mit fester Hand tut er seine Arbeit, ob auch seine ganze Seele
in dem fernern Vaterhause weilt, unter dessen traurem, stroh-
gedeckten Dache seine Kindesliebe die Mutter so oft gesucht.

Immer zornvoller gebietet des Sturmes dröhnende Stimme
dem Meere. Immer schneller zuckt der Sturm sein blitzendes
Schwert. Stunde um Stunde rast und tobt er draußen auf dem
Meere. Und Stunde um Stunde tobt der Schmerz in der Brust
des jungen Seemanns.

Erst als die Morgenschatten, grauen Gespenstern gleich, über
die See flattern, ermattet der Sturm. Träger peitscht er die Wo-
gen, und ruhiger gleitet das kampferprobte Schiff über sie hin.
Und als dann die Sonne aufgeht und ihre Strahlen die erregten
Wogen besänftigend auf die schaumgekrönten Häupter küssen,
schweigt der Sturm. Die müdgehegten Wellen schlafen ein, und
stille, feierlich wird es auf dem Meere. Aber in der Brust des
jungen Maschinisten wacht das Leid in den hellen Morgen hinein.
Stumm und tränenlos bleibt es in der heiligen, erlösenden Stille.

Und so bleibt es auf der langen Übersahrt in ihm, bleibt so
auf der langen Eisenbahnfahrt in seine Heimat, bis an die
Schwelle des Vaterhauses. Die alten Föhren rauschen auf, als
er die Haustür öffnet und auf die steingepflasterte Diele tritt,
wo ihm an der trauten Herdstelle die Mutter sonst den Will-
kommfuß gegeben. Ihre Stelle ist leer, leer der ganze Raum
und stille. Nur im Stalle nebenan rasselt eine Magd mit den
Milchheimern. Der rauhe, schweigsame Vater und der nach ihm
geartete Bruder mögen wohl draußen im Felde beschäftigt sein.

So steht der heimgekehrte Sohn des Hauses und läßt die
qualvollen Blide immer und immer wieder durch den wohlbe-
kannten Raum gleiten. Leuchtende Sauberkeit geht von allen
seinen Geräten aus; aber es fehlt die Wärme, die der Mutter
gütevoll's Anlitz darüber verbreitet hat. Da entdeckt er in der
tiefen Fensternische ihr Spinnrad, auf dem noch der letzte Roden
Flachs, von ihrer Hand aufgelegt, harret. Mit zwei Schritten ist
er neben ihm, und sinkt mit dem schmerzvollen Aufschrei:
„Mutter, o Mutter!“ in den Lehnstuhl, in dem die Mutter saß,
wenn sie spannt und samm.

Da ist es ihm, als ob ihre Hand segnend und tröstend über
sein blondes Haupt streiche, und laut aufweinend löst sich sein
starrer Schmerz in heißen Tränen.

Reisetage.

Das sind die Tage, die erfüllen,
Die still durch Sonnenbluten schreiten,
Um das Geheimnis zu enthüllen
Aus der Befruchtung Sonnenzeiten.

Wo bei den vollen, goldenen Ähren
Der Landmann heimt die schweren Schritte,
Die Hände faltet und Gewähren
Erleht für seine tiefste Bitte:

Der du den Feldern zum Gedeihen
Geben Sonnenchein und Regen,
Du, Gott im Himmel, wollst verleihen
Auch zu der Ernte deinen Segen!

Johanna Weiskirch.

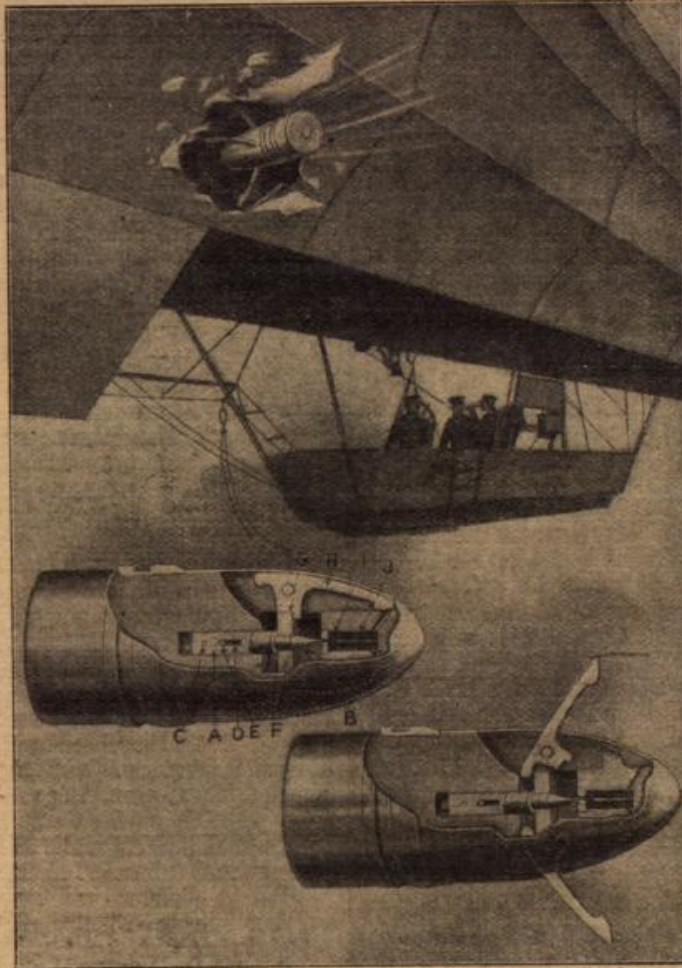
Unsere Bilder

Fort XI von Przemyśl nach der Beschießung durch schwere Artillerie.
Die Aufnahme legt Zeugnis ab von der erschütternden Wirkung der schwersten Geschütze. Betonklöße von 3 m Stärke sind geborsten und abgesplittert und gleichen zerstörten Sandburgen. Die Trichter der 42-cm-Geschosse weisen eine Tiefe bis zu 8 m und eine Breite bis zu 15 m auf. Die moralische Wirkung dieser Geschosse war eine derartige, daß die Russen an mehreren Stellen selbst die Drahtseile durchschnitten, um aus der unerträglichen Lage sich zu befreien und dem stürmenden Feind sich zu ergeben.

Der Erfinder der Gulasch-Kanone.
Gustav Libau, ein Thüringer, bot im Jahre 1869 den Breslauer Militärbehörden seine Erfindung an. Seit jener Zeit ist das deutsche Heer mit fahrbaren Küchen versorgt.

Ein von den Bayern erstürmtes Nordfort von Przemyśl. Die russischen Befestigungen, die eine Gesamtausdehnung von 50 Kilometer haben, bestanden aus kleineren und größeren Forts, die untereinander durch Schützengräben und sonstige Erdwerke verbunden waren. Die Forts waren mächtige, von tiefen Gräben umgebene Erdwerke mit zahlreichen betonierten Unterständen und gemauerten Kasernen. Breite, meist in zweifacher Reihe angelegte Drahthindernisse sperrten nach allen Seiten den Zugang zu den Befestigungsanlagen. Im ersten Angriff der verstärkten bayerischen Division fielen drei Forts der Nordfront samt den dazwischen gelegenen Befestigungsanlagen. Am 31. Mai gelang die Erstürmung der Forts IX a, X a und XI samt Zwischenlinien. Bis zum Abend des 2. Juni hatte sich die durch Wegnahme der Forts XI und XII und Kapitulation der Werke X b und IX a durchbrochene Linie zu einer Breite von 8 km erweitert, d. h. die ganze Nordfront, etwa der sechste Teil der gesamten Befestigungen, war im Besitz des Angreifers. Nach einer Belagerung von vier Tagen war Przemyśl zurückerobert.

Explosivgeschosse zum Zerreißen der Gasbehälter von Luftkrenzern.
Der Kampf in den Lüften tritt im Lauf des Krieges immer mehr und mehr in den Vordergrund. Die wiederholten Besuche der Zeppeline in Frankreich und England haben die Gegner gezwungen, auf besonders wirksame Abwehrmittel zu sinnen. Eine eigentümliche Art von Explosivgeschossen zum Zerreißen der Gasbehälter von Luftkrenzern hat sich die bekannte Firma Armstrong, Whitworth & Co. in England patentieren lassen. Wie unsere Abbildung zeigt, springen aus der Hülse des Projektils vier scharfe, spitze, krallenartige Eisenarme hervor, sobald dasselbe mit seiner Spitze irgendwo auf Widerstand stößt und durch den Zündstift B die leicht entzündliche Explosivmasse zum Entbrennen gebracht wird. Dabei wird dann der vordere Teil der Geschosshülse zer Sprengt. Wenn der Mechanismus wirklich so sicher und richtig funktioniert, wie geschrieben wird, muß das Geschos für die Zeppeline eine recht gefährliche Waffe sein, da es fraglos sehr große Löcher reißt, während die meisten anderen Projektils, welche man gegen diese Luftkrenzer entsendet, nur so kleine Öffnungen in der Ballonhülle hervorrufen, daß bei dem sehr langsamen Entweichen des Gases aus denselben nicht einmal eine Notlandung auf feindlichem Gebiete erforderlich wird. Ob die Erfindung aber gebrauchsfertig ist oder nur als unerprobtes Modell vorliegt, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist letzteres der Fall. Möglicherweise handelt es sich auch nur um eines jener vielen phantasievollen Projekte, die in den technischen Zeitschriften herumspuken und den Zweck haben, die Zeppeline graulich zu machen. In diesem Fall ist es ein Versuch am untauglichen Objekt. Dies um so mehr, als diese über eine größere Anzahl voneinander getrennter Gasbehälter verfügen.



Explosivgeschos zur Vernichtung von Luftschiffen. (Mit Text.)

der König ihn an. „Was unterstehen Sie sich,“ rief er, „es wagen, mir Befehlen zu wollen?“ — „Ich befehle,“ sagte ruhig, „damit Eure Majestät uns noch länger befehlen möge, noch ein Wort zu sagen, nahm der König die Arznei.“

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im August. Einheimischen! Das ist auch in die Parole für die Hausfrau. Ja, die gute Hausfrau darf nicht ihre Küche mit Konserven zu versorgen. Süße Säfte und

bereitet, Bohnen eingemacht usw. Jetzt ist auch angebrochen. Eierpilze, sünge, Steinpilze, Trüffeln in großen Mengen werden. Dabei ist aber zu geben, daß keine giftigen werden. Die Hausfrau im Hinblick auch bei der wachsamem Auge haben sorgfältig prüfen. Wer Pilze nicht von den guten den kann, sollte lieber wendung der Pilze verz der Genuß eines einzigen kann schwere Gefahren heit und Leben im Gefa Da die Sommerzeit auch mentlich für die Bewohner die Reisezeit ist, so erwach dieser Richtung hin der viele Aufgaben. Sie in Dingen dafür Sorge trau Motten nicht in die Böden Portieren kommen. Zu müssen die Gegenstände reinigt werden. Zu empfiehlt es sich dann Schalen mit Kienöl unter zu stellen und auch die mit dem Öl getränk die Polsterung der Seel, Sofas zu stopfen. Ferner rätlich, darauf aufmerksa daß Schuhe, die im getragen werden sollen, aufbewahrt werden, nach Einweiß abgerieben sind. mer die Müdenplage oft und viele unter Müden leiden haben, sei darauf daß durch gewöhnliche Müdenstiche am besten den können. Man reibt mit der trockenen Seife

bis eine Seifenauflage sichtbar ist. Das Einreiben mit Balsam starkriechenden Essenzen soll auch die Müden etwas fern halten. **Zitronen.** Um möglichst viel Saft aus einer Zitrone können, erwärme man die Frucht zuvor gänzlich.

Der Samen der Sonnenblume ist ein gutes Maiererfütter flügelzüchter treffe Sorge, daß er ihn rechtzeitig vorrätig hat.

Füllrätsel.

J	N
G	W
H	T
L	G
T	A

Die leerstehenden Felder sind mit den Buchstaben N E N E G O A T H U derart auszufüllen, daß das Ganze der Reihe nach gelesen ein Sprichwort nennt.

Frz. Guggenberger.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Visitenkartenrätsels: Bischofswerden. — Des Homonym

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Erkennungszeichen. A.: „Welcher von den beiden Herrn ist eigentlich der berühmte Nordpolfahrer?“ — B.: „Der immer so kalt lächelt.“

— Nach einem heißen Tage hatte sich Blücher zur Ruhe gelegt. Da weckte ihn ein Adjutant und meldete, der Feind mache eine Bewegung. — „So,“ rief der Fürst, „dann melden Sie dem Feinde, daß ich auch eine gemacht hätte!“ — und legte sich bei diesen Worten aufs andere Ohr. D.C.

König Ludwig XV. von Frankreich fühlte sich einst sehr unwohl, weigerte sich aber, die von seinem Leibarzt verordnete Medizin zu nehmen. „Majestät,“ rief dieser ärgerlich, „ich befehle es!“ Starr vor Erstaunen sah